

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Im Zentrum tobte für Spanien das Unheil. Schrie nicht eine Trompete zurück? Die Sturmias-Drägoner hörten nichts als das Geföhrei und Rasseln um sich her, sahen nichts als den geworfenen Feind. Aber plötzlich stießen sie auf gediegenen Stahl. Massen von Feinden standen ihnen entgegen und jenseits war regellose Flucht der Spanier. Um diese Zeit war's, als spanische Faltoneits krachend ihre heißen Kugeln in das andrängende Gehäuf des Feindes schmetterten. Da rissen Gassen auf. Der Feind verlor die Ordnung, versetzte sich ineinander und drängte zurück. Auch der linke spanische Flügel bekam Luft. Er sammelte sich in Minuten und brach los. Jan sah hohe Herren, wie's sahien, die drüben hin und her sprengten, um Ordnung zu schaffen. Einen bekam er zu fassen. Er überstach ihn und hatte im Augenblick einen Hieb über den Helm, und stach zu und wußte: der sah. Ein anderer entwischte ihm. Plötzlich war Spinola im Getümmel. Eine knallrote Seidenfahne (Hal Braunschweig!) mit weißem Löwen schwannte da vorne. Jan stieß seinem Klappen die Sporen ein, aber das ungeheure Getümmel wirbelte ihn, und Fackelbomben und -flöh! da war er der Standarte zur Seite. Hochauf in den Bügeln stand er, schrie wie ein Tier und hieb zu, ehe jemand parieren konnte. Die Standarte! Die Standarte! Er padte sie, verteidigte sie gegen drei, vier, daß das Blut auf den weißen Löwen spritzte und schwenkte und schüttelte das Banner mit Lachen und Geschrei.

Wie alles kam, wußte er später nicht mehr zu sagen. Er war dann aus dem Würgen heraus, kam an Spinola vorbei und warf ihm die Standarte vors Ross.

„Herr Leutnant, der Tag ist noch nicht unser!“

Jan sah sich um. Ein Trompeter war nicht weit.

„Blas, Kerl,“ schrie Jan.

„Attackier! attackier! Heute kommt der Tob zu dir!“ blies der.

Heute noch nicht! lachte Jan, und sie ritten aufs neue drein.

In Haufen floh der Feind, seine Massen plakten auseinander. Überall war rasendes Jagen, Fliehen, Verfolgen, Steden, Variieren, Jubel, Wut. Das Geheh dauerte stundenlang. Als Jan endlich mit den wenigen, die noch bei ihm waren, auf einem Erdwall hielt und über das Land sah, gewahrte er nichts mehr vom Feind als am Horizont eilig verschwindende Haufen. Da ritt er nach Haus und rutschte vom Pferd todmatt und mit Blut bedeckt, eigenem und fremdem.

Am nächsten Morgen brachten ausgesandte Reiter die Botschaft, daß der Feind in schnell gesammelten Scharen nach Norden ziehe, auf Bergen zu!

Jan wusch sich im Bache, als er das hörte. Naß wie er war, raste er seine fünfzig Kerls zusammen und ritt im Galopp los, dem Feinde nach. Zwei Stunden später erst folgte das Heer.

Jan ritt mit unbarmherziger Wut. Aber er sah vom Feind nicht mehr viel. Erst gegen Mittag, als seine Pferde schon leuchteten, gewahrte er in einem Waldtal vor sich so an die zweihundert, die in leidlicher Ordnung trabten. Vom Fleck weg ritt er an, und nach einer halben Stunde waren die anderen zerhauen und versprengt.

Er lagerte drei Stunden, bis das Heer Spinolas heran war.

Dann ritten sie zusammen weiter. Der General erwog, daß die fremden Truppen, die im Lande streiften, den Rücken seiner Bergener Truppe gefährdeten und nach zwei Tagen Bögers hob er die Belagerung auf.

Jan stand am Morgen vor Spinola und nahm sein Patent entgegen. Erst draußen sah er darauf. Da stand: „Rittmeister Seiner spanischen Majestät.“ Er strich seinen Schnurrbart und eine gewaltige Freude stieg ihm in die Augen.

Er war der letzte beim Rückzug und ließ aus hundert Musketen dem ausfallenden Feind noch einmal ins Gesicht spuden, ehe er aufsitzen befahl und im Schritt, zuweilen halt machend und zurückfeuernd, dem Heer nachritt.

6. Kapitel.

„Jan! Jan!“ — rief José Maria.

Wenn Jan später an die Jahre zurückdachte, in denen er nach dem Abziehen der spanischen Völker aus Holland sich in Niederjachsen herumgetrieben hatte, sagte er oft, daß diese Jahre ihm das Kriegshandwerk fast verleidet hätten. Zwar betete er noch jeden Morgen, wenn er wieder im Sattel sah, sein: Helf uns Gott, junger Morgen, zu einem guten Tag, aber jene Jahre hatten nur wenig Platz für frische und dreiste Reiterthaten. Man balgte sich herum mit dem tollen Braunschweiger Christian und später mit dem aufgeblasenen dänischen Christian, aber als der Marchese von Spinola, der Jan ins Herz geschlossen hatte, nach der Unterpfalz abrückte, und Jans Regiment unter die Truppen des ligistischen Generals Tilly gesteckt wurde, war es mit Jans hielertlicher Freiheit vorbei. Tillys erstes Gebot hieß: Parier Ödres, Kerl, und jedes Fingertweit abwichen von der Ödres ahndete er wie Verrat. Er ließ einmal zwei von Jans Leuten hängen, weil sie, als Sammeln geboten war, noch in ein Bauernhaus einfielen und erst nach einer halben Stunde, jeder zwei Hünse am Sattel, zurückkamen. Damals hatte Jan im ersten Born erwogen, ob er nicht den Abschied nehmen sollte. Aber José Maria hielt ihn zurück, weniger durch seine Vernunftgründe, als durch eine gewichtige Nachricht. Denn da der Abbe zuweilen mit den Obersten des

Tillyschen Heeres zusammen war, die ihn wegen seiner Trunkfestigkeit schätzten, so hörte er viel, von dem andere nichts wußten. Und er war es auch, der zu Jan Ende des Jahres 1624 von jenen Verhandlungen sprach, die im nächsten Jahre zum Vertrage von Haag führen sollten, und in deren Verlauf sich England, Holland und Frankreich (ja, Jan, Frankreich! und Jan lachte!) mit Dänemark gegen die Liga verbündeten.

Da also tauchte wieder Frankreich auf, Frankreich, das ihn so lange genarrt, und das Jan nun hoffte, endlich betreten zu können. Ganz fern, als ein schönes und lockendes Rauberbild gleichsam, schwebte die Möglichkeit, die beiden Mädchen, an denen noch immer sein Herz hing, zu befreien. Denn von jenem holländischen Offizier, der aus dem spanischen Lager vor Bergen nach Paris gereist war, hatte Jan erfahren müssen, daß man den beiden Mädchen den Prozeß gemacht hatte, weil sie fremde Landstreicher gedungen hätten, um zwei Offiziere Seiner allerchristlichen Majestät von Frankreich zu ermorden. In der That hatte Herr Durante in jenem Prozeß von Landstreichern gesprochen. Und während José Maria über diese Nachricht verächtlich gelächelt hatte, war Jan in eine solche Wut ausgebrochen, daß er wie ein Wahnsinniger die wildesten Schmähungen über Durante geschrieben hatte. Damals war das Urtheil ergangen und Seine Eminenz, der Walsisch, hatte es bestätigt, daß die beiden Mädchen in ein Pariser Kloster eingeweiht werden sollten. Ein Brief, den Jan in dieses Kloster mit Hilfe des Holländers hatte schmuggeln wollen, war aufgegriffen und die Folge war, daß an den General Tilly das Ersuchen des Kardinals ging, Jan, genannt von Werth, des Mordmordes im ordentlichen Prozeß überführt, nach Frankreich auszuliefern. Zwar hatte Tilly dieses Ersuchen abgelehnt. Aber mit einer Miene, die Jan alles Blut aus dem Gesicht getrieben, hatte der General ihm lähl gesagt, daß er zwar die französische Unschuldigung nicht glauben wolle, daß aber auch er mannigfache Gelegenheit gehabt hätte, an Jan eine gewisse Able draugängerische Unruhe wahrzunehmen. Er solle in Zukunft nichts tun, als seines Generals oder Obersten Befehlen sich strikt zu akkommodieren. Fortan stat Jan in der eisernen Maschinerie des Heeres als ein winziges Rad. Es gab kein selbständiges Handeln mehr, keine frische Eigenmächtigkeit. Und wenn er abends beim Trunk saß, mußte José Maria ihm nicht selten scharf Einhalt gebieten, so vieler Becher glaubte Jan zu bedürfen, um des Großen über seine „Verurteilung“, wie er sagte, Herr zu werden. Da also begann er wieder aufzuleben, als es nun wirklich schien, als würden französische Soldaten auf dem Kampfsplatz erscheinen, als würde (Wehe Gott!) ein Regiment erscheinen von einem gewissen Durante befehligt! Faderbombenundföh.

Damals verfolgte er die Nachrichten über die politischen Nachrichten mit wahrer Wut. Er verlangte von José Maria jeden Tag neues zu hören, und was er auch hörte, nichts war, das nicht Del in das Feuer seines Hasses auf Richelieu gegossen hätte. Der war Frankreich, der war Durante, und alles war Falschheit und Schlangengingeln, und Gift und Berrat. Der knechtete im eigenen Lande die Hugenotten (mag er, denn ich bin gut latholisch, sagte Jan), aber draußen spielte er sich als Freund der bedrängten Protestanten im Reich auf, und nur um einen Grund zu haben, vielleicht einen Fegen Landes von deutschem oder spanischem Besitz zu poden. Deshalb betrieb er den Daager Vertrag, deshalb stellte er ein Heer auf, als der spanische Statthalter in Mailand sich des Valtellins bemächtigte, um mit dem Reiche eine sichere Verbindung zu haben. Und diese letzte That war es, die Jan zu dem Entschluß brachte, die Fahne Tillys zu verlassen, denn selbst in der Schlacht bei Lutter am Barenberge, in der die Liga die Dänen schlug, war er nicht aus der Nachhut herausgekommen. Und so trat er eines Morgens, nach fünf zwecklos vertanen Jahren vor Tilly hin: „Herr General, nun ist's genug“, und mit ihm verließ José Maria das Heer.

„Helf uns Gott, junger Morgen, zu einem guten Tag!“ Als der Wittmeister Jan an einem klaren Herbstmorgen das Jahres 1628 vor dem Quartier in Minteln an der Weser zu Pferde stieg und den Abbé mit heller Freude ansah, war es ihm, als sei er lange Jahre eingelektert gewesen und als lächelte ihm heute zum ersten Male wieder ein Tag der Freiheit. Sie ritten lustig dahin, die ruhig hinfließende Weser aufwärts, drei Knechte hinter sich mit vier Packpferden, und wie auch der Herbstwald bitter nach

Tob roch, Jan dankte es der Luft des Lebens zu sein, der frisch und göttlich in sein Innere drang.

„Ob die Franzosen diesmal stand halten?“ Das fragte er mit sorgenvoller Hartnäckigkeit unaufhörlich. Aber als sie nach Kloster Corvey kamen, war schon der Brief Ferdinands an den soi-dissant- Herzog von Mantua bekannt, in dem der Kaiser darauf bestand, daß Carlo das Herzogtum als kaiserlich Lehen und nur so empfangen sollte, andernfalls der Krieg unvermeidlich sei. Und in Münden hörten sie, daß Ludwig XIII. es unternommen hatte, den mantuaischen Herzog zu schützen, und in Würzburg war's, wo Jan unter fürchterlichen Drohreden eine ganze Nacht durchachte, weil 40 000 Franzosen sich auf Oberitalien zu in Bewegung gesetzt hatten.

„Ich möchte den Herzog Carlo küssen,“ schrie er, „weil er die Franzosen in Schwung gebracht hat. Aber da er ein Rebell ist, werde ich ihm den Hals abschneiden!“

Sie ritten nun in möglichster Eile, mitten im Winter, das wilde Tal der Tauber hinauf, trabten den Windungen der schnellen Altmühl nach, und als sie über die alte Brücke von Regensburg ritten, gerieten sie in ziehende kaiserliche Bölder, die aus vollem Halse sangen:

Schön tanzt das Mädchen in Itallia,
Schön tanzt der Floh, juchhe und hopfassa,
Und wenn Ostern kommt, und wenn Ostern kommt,
Dann schlachten wir einen Boß
Und dann tozt das Mädchen und dann tanzt der Floh
Und dann wadelt ihr roter Roß.“

José Maria sagte zu Jan, er solle nicht hinhören, denn es sei ein unsittliches Lied und geeignet, sein Jünglingsherz zu verderben. Aber Jan schlug sich lachend auf den Schenkel, daß es knallte und sein Rappe zu tänzeln begann und rief:

„Nun ist mir's wieder wohl!“

Der Abbé José Maria erlitt in Regensburg einen bedenklichen Anfall von Frömmigkeit. Er war mande Tage im Jesuitenloster zu Gast und Jan sah ihn von den Fenstern seines Quartiers zuweilen mit Herren in schwarzen Kuten und lächelnden Gesichtern vor dem Dom auf und ab gehen und ihren Reden lauschen, oder mit weiten eleganten Handbewegungen selbst reden. Wenn Jan an ihm vorbeiging: Guten Tag, José Maria, so sah er ihn stüchtig an und grüßte mit einem zerstreuten Neigen des Kopfes, als wenn er sagen wollte: Ah schönen guten Tag, Herr Jrgendwer. Man darf sagen, daß dies Jan verdroß. Er sagte dann bei einer der kurzen Zusammenkünfte mit vertiefter Betonung eine Anzahl guter Sprichwörter her, ungefähr so: „Ich hatte eine Nase, die sagte immer: Die Nase läßt das Mäusen nicht. Oder er behauptete einmal, eine Liebste gehabt zu haben, die zu sagen pflegte: Fische und Wanzen und Jesuiten, die brauchst du vom Herrgott nicht zu erbitten. — Sie wollte damit sagen, daß ein Jesuit tödlich da ist, man weiß nicht woher.“ Darüber lächelte José Maria weltfern, und wenn er sich herbeiließ, etwas zu sagen, so geschah dies etwa so:

„Guter Jan, du verstehst das nicht.“ Oder „Gott dienen hat noch immer den Weltleuten mißfallen.“

Einmal sprach er davon, daß es keine entzündenderen Menschen gebe als die Jesuiten, und es sei eine große Ehre, ihres Umgangs gewürdigt zu werden, denn sie hätten Fürstinnen und Königinnen zu Beichtkindern und Kurfürst Maximilian pflege zu sagen, wenn ein Jesuit und ein Engel zu gleicher Zeit zu ihm kämen, so grüße er erst den Vater und dann den Engel. Nur der Böbel hatte die Jesuiten, weil sie sich mit ihm nicht gemein machten.

(Fortsetzung folgt.)

Freiwilliger vor!

Schize von Freiherr von Schlicht.

In dem elenden, vollständig zusammengeschossenen kleinen französischen Rest, das der deutschen Pionierkompagnie als Quartier zugewiesen war, hatte der Hauptmann um die späte Nachmittagsstunde seine Leute plötzlich und unerwartet antreten lassen und die Stonden nun auf dem Apellplatz und warteten darauf, was der Hauptmann ihnen zu sagen habe.

Seine Stimme klang ernst und dienlich, aber man hörte es doch heraus, wie es ihm in Wahrheit um das Herz war, als er nun sagte: „Ich habe Euch zusammengerufen, Pioniere, weil von höherer Seite das Vertrauen gerade in meine Kompagnie gesetzt

wird, daß sich unter Euch, die Ihr schon bisher stets das Unmögliche möglich gemacht habt, ein Freiwilliger melden würde — nein, hört mich erst zu Ende," fuhr er fort, als er voller Stolz und Genugtuung bemerkte, wie bei seinen letzten Worten eine Bewegung durch die Kompanie ging, als wollten sie alle, die da vor ihm standen, sofort als Freiwillige vortreten. „Hört mich erst zu Ende," bat er nochmals. „Es wird ein Freiwilliger gesucht, nur einer, aber der muß es an Mut und an Tollkühnheit und an Geschicklichkeit mit zehn anderen zusammen aufnehmen. Es handelt sich um die schwere, aus dicken Eichenbohlen erbaute Holzbrücke bei dem Dorf Rainciville, die Ihr alle kennt die Brücke. Ihr wißt, wie oft es schon versucht wurde, die zu nehmen, Ihr wißt, wie es selbst unserer Artillerie nie gelang, diese tief und verdeckt liegende Brücke unter wirksamem Feuer zu nehmen, und Ihr wißt auch, daß die Brücke endlich in unseren Besitz kommen, oder daß sie wenigstens zerstört werden muß, damit sie auch für den Feind unbrauchbar ist. Diese Sprengung muß noch heute nacht erfolgen. Wer will das Wagnis unternehmen? — Ich sehe es Euren Gesichtern an," fuhr der Hauptmann nach einer kleinen Pause fort, „Ihr begreift, um was es sich handelt. Der Tod, wenigstens fast der sichere Tod, wartet auf den, der sich freiwillig von Euch meldet. Das wissen auch Eure Vorgesetzten, und deshalb ist die Belohnung, die für den Tapferen ausgesetzt wird, eine hohe. Gelingt es einem von Euch, die Brücke zu sprengen und kommt der heil oder verwundet zu uns zurück, dann winkt ihm außer der Beförderung zum Unteroffizier das Eisene Kreuz II. und I. Klasse. Gelingt die Sprengung aber, ohne daß der Betreffende wiederkehrt, dann wird das Eisene Kreuz II. und I. Klasse seinen Angehörigen für den auf dem Felde Gefallenen überwiesen werden und außerdem zahlt das Oberkommando die Summe von fünf-tausend Mark an die Hinterbliebenen des gefallenen Soldaten oder an die Witwe und an die Person, die derjenige von Euch angibt, der das Wagnis unternimmt."

Der Hauptmann hatte geendet und blickte nun auf seine Leute. Die sahen einander stumm an. Ein jeder von ihnen war ein Held, zu tugendlichen Taten hatten sie dem Tode in das Auge gesehen, ohne mit einer Wimper zu zucken. Aber was jetzt verlangt wurde, war mehr als alles bisher. Wie sollte einer allein das Kunststück fertig bringen, die Brücke in die Luft zu sprengen? Wenigstens brauchte man doch noch einen oder zwei Kameraden, die die Arbeit an der Brücke durch ihre Anwesenheit sicherten, die auf jedes verdächtige Geräusch achteten und das Herannahen feindlicher Boten oder Patrouillen meldeten. Aber auf der anderen Seite, wenn überhaupt, dann konnte es nur einem einzelnen, niemals aber mehreren gelingen, sich durch die feindlichen Doppelposten auf einem in der Nacht völlig unpassierbaren Gelände, durch Moor und Schlamm, durch Hecken und Gräben der Brücke zu nähern. Peise, völlig unhörbar galt es vorwärts zu schleichen, das leiseste Geräusch brachte die Entdeckung und den sicheren Tod.

Nicht den Tod fürchteten sie, sondern den unnützen Tod, denn wie sollte das Wagnis gelingen?

Da erklang die Stimme der Hauptmanns: „Ich habe Euch Zeit gelassen, alles zu überlegen, jetzt heißt es: „Freiwilliger vor!"

Der Ruf der Kompanie stand auf dem Spiele, so trat denn plötzlich statt des einen mehr als ein Duzend vor, aber aus diesen Vielen trat dann einer noch ein paar Schritte näher an den Hauptmann heran und bat mit beinahe flehender Stimme: „Mich müssen der Herr Hauptmann gehen lassen, nur mich allein!"

Der Vorgesetzte blickte auf. Der da vor ihm stand, der Gefreite Petersen, war nicht nur der hübscheste und strankste Mann seiner ganzen Kompanie, sondern auch der klügste und intelligenteste. Wenn einer das fast Unmögliche fertig bringen würde, dann war der es. Aber trotzdem, daß gerade der beste Mann unter seinen Leuten in den sicheren Tod ging, das wollte ihm doch nicht so recht in den Sinn. Der Gefreite war ihm beinahe an das Herz gewachsen, bei vielen Gelegenheiten hatte er den als Menschen und als Soldaten in gleicher Weise von der besten Seite kennen gelernt und so sagte er denn jetzt: „Daß gerade Sie sich melden würden, Gefreiter Petersen, habe ich mir gedacht, aber gleichviel, warum gerade Sie soviel Wert darauf legen, daß meine Wahl auf Sie fällt —"

Da sah der Gefreite den Hauptmann an und er erriet, daß der ihm etwas zu sagen wünsche, was die anderen Kameraden nicht zu hören brauchten. So winkte der Vorgesetzte denn den anderen Leuten, vorläufig zurückzutreten, während er selbst mit dem Geistlichen, der gerade neben ihm stand, und mit dem Gefreiten Petersen ein paar Schritte zur Seite trat.

Als käme er sich fast, es einzugehen, begann der Gefreite: „Wenn ich den Herrn Hauptmann bitte, gerade mich zu schicken, dann ist es des Geldes, der fünf-tausend Mark wegen. Ich habe nämlich gestern einen Brief von der Mutter bekommen, Herr Hauptmann. Und der läßt mir keine Ruhe. Seitdem der Vater tot ist, haben die Mutter und ich allein unser elektrotechnisches Geschäft geführt. Es ging auch sehr gut, Herr Hauptmann, aber da kam der Krieg, ich und die anderen Arbeiter mußten fort. Das Geschäft ging immer mehr zurück, die Mutter geriet in Schulden, sie hatte keine Einnahmen und mußte trotzdem ihren Verpflichtungen gerecht werden. Gestern nun hat sie es mir gestanden, am nächsten Ersten wird sie gewähnt, dann wird ihr alles genommen, dann sitzt sie auf der Straße, wenn es ihr nicht noch im letzten Augenblick gelingt, den Betrag von fünf-tausend Mark auf-

zubringen. Und darum und deshalb, Herr Hauptmann, als ich vorher hörte, daß ich mir vielleicht die fünf-tausend Mark für die Mutter verdienen kann — sie ist nicht mehr die Jüngste, Herr Hauptmann, und was soll aus ihr werden? Wie gesagt, Herr Hauptmann, da habe ich gleich gewagt, was ich zu tun hätte, und wenn ich trotzdem noch einen Augenblick zögerte, da geschah es nur, dochwürden, weil ich nicht wußte, ob es eine Sünde ist, wenn ich das Wagnis unternehme."

„Wer ein Opfer dem Vaterland bringt, tut kein Unrecht!" sagte langsam der Geistliche.

Da blickte es in den Augen des Gefreiten hell auf, dann fragte er: „So werden der Herr Hauptmann mich also gehen lassen?"

Der nicht schweigend Gewährung seiner Bitte, bis er dann, wenn auch gegen seine Ueberzeugung sagte: „Ich hoffe natürlich immer noch, Gefreiter Petersen, daß Sie wieder zu uns zurückkehren. Aber wenn nicht, dann werde ich Ihrer Mutter schreiben, wie lieb Sie die hatten, und daß Sie sich wünschen für sie zu sterben. Nun aber gilt es für Sie, sich bald auf den Weg zu machen. Vielleicht, daß Sie vorher noch von Ihren Kameraden Abschied nehmen wollen. In einer Stunde müssen Sie aufbrechen, vorher aber müssen Sie sich noch die Sprengpatronen und was Sie sonst noch brauchen, geben lassen."

Vorher aber wollen wir noch alle für Sie und mit Ihnen beten," nahm der Geistliche das Wort, „wir wollen beten, daß Ihnen die Ausführung Ihrer Aufgabe gelingt und daß Gott der Herr Sie auf Ihrem Wege begleitet."

Gleich darauf rief der Hauptmann seine Kompanie wieder zusammen und plötzlich wußten alle Leute, warum der Geistliche zugegen war. Vor der Mitte der Kompanie kniete der Gefreite Petersen entblößtes Hauptes, und der Geistliche reichte ihm das heilige Abendmahl.

In tiefer Ergriffenheit standen alle herum, und voller Erschütterung sahen alle dem Gefreiten nach, als er bald darauf, als die Dunkelheit völlig hereingebrochen war, lautlos in der Nacht verschwand.

Wird es ihm gelingen, die Brücke zu sprengen, und werden wir ihn wiedersehen? Das war die Frage, die alle beschäftigte.

Aber als es wieder Tag geworden war, ohne daß der Gefreite Petersen zurückkehrte, wurde eine Offizierspatrouille abgeandt, um festzustellen, ob die Brücke gesprengt sei oder nicht. Auch das war ein sehr schwerer Auftrag. Er war fast unausführbar, wenn die Brücke noch stand, wenn die Sprengung den Feind nicht gezwungen hatte, sich auf das jenseitige Ufer zurückzuziehen.

Die Patrouille machte sich auf den Weg, und Stunde um Stunde verrann, bis der Offizier sich wieder zur Stelle meldete. Er berichtete kurz: „Der Feind hat sich zurückgezogen, die Brücke ist gesprengt." Und dann sagte er ernst und ein wenig stolz: „Wir haben auch den Gefreiten Petersen gefunden. Der lag am diesseitigen Ufer. Tot."

Erschüttert stand der junge Offizier, und der Hauptmann nickte leise. „Arme, glückliche Mutter. . .!"

Dermisches.

* Wie sich Bruder Jonathan über John Bull lustig macht. Infolge des totalitären Eingreifens unserer Unterseeboote und des lächerlichen Mißbrauchs der neutralen Maaße durch England ist in der Stimmung der amerikanischen Presse ein merkwürdiger Umschwung eingetreten. Das erkennt man am besten an dem seinsten aller Stimmungsbarenometer der öffentlichen Meinung: an den Wählblättern. In den amerikanischen Wählblättern spielt neuerdings der britische Löwe eine teils komische, teils klägliche Rolle. Sehr hübsch ist z. B. ein Spottbild, welches in dem an „Des Moines" erscheinenden „Register and Leader" veröffentlicht worden ist. Da sieht man den britischen Löwen an seinem Futtertisch sitzen. Aber im Beisein, daraus keine Nahrung zu ziehen, macht er rollenden Auges die Wahrnehmung, daß — der Napf leer ist. Und leer bleibt, obwohl er gar graulich keinen Schwanz durch die Luft peitscht, an welchem „Britische Flotte" zu lesen steht. Und das Geheimnis seiner Enttäuschung? Unter dem großen Tisch sieht man einen lauen schmalen Dackel, der den Futtertisch längst aufgefressen hat und nun mit bedrückter, weit herabhängender Junge den Jörn der großen Beiste brockdet. Selbiger Dackel aber verkörpert die deutschen U-Boote. Ein zweites Bild bringt die in New York erscheinende „World". Dieses Bild bezieht sich auf den Mißbrauch der amerikanischen Maaße durch England. Man sieht da den britischen Löwen, der in seiner Zahnschrampe eine amerikanische Fabrik hält, die er hoch über sich wehen läßt. „Inerst Sicherheit!" lautet die charakteristische Unterschrift dieses Bildes, das die Flucht Englands hinter eine fremde Flagge an den Branger stellt.

* Unzuverlässige Bundesgenossen. Seitdem die „Große Armee" des ersten Napoleon durch Kälte und Hunger zertrümmert wurde, spielten in den Kriegsberechnungen der Russen klimatische Vorgänge eine große Rolle. Es ist bekannt, daß Nikolaus I. bei seinen Kämpfen gegen die verbündeten Westmächte stark auf den „General Februar" hoffte und vom „Punch" verhöhnt wurde, als dieser ihn im Stich ließ. Auch im letzten Kampf gegen und unsere Bundesgenossen hat der „General Winter" verfehlt, und dasselbe Geschick hatten die Russen schon im Japanischen Kriege.

Damals äußerte ein Freund Kropotkins zu den fremden Militärattachés: „Wir werden uns zunächst allmählich zurückziehen, ohne uns in einen Kampf mit überlegenen Kräften einzulassen. So werden wir uns bis Ende Mai zusammengezogen und Verklärungen herangebracht haben; dann tritt die große Regenperiode ein, die zwei Monate dauert und während der alle Operationen gänzlich ausgeschlossen sind. Nach Beendigung dieser Regenzeit werden wir stark genug sein, zum Angriffe überzugehen.“ Aber, o Enttäuschung, der Tropenregen, auf den man als Bundesgenossen rechnete, trat nicht ein und im August, als man mit den Operationen beginnen wollte, war das Schicksal des Feldzuges durch die Schlacht bei Paogan schon entschieden. Ebenso blieb im zweiten Kriegsjahr die Heuerperiode aus, auf die Russen ihre strategischen Pläne aufbauten, aus. — Und auch jetzt kommt schon wieder der Frühling, und in der „Winter Schlacht“ sind die Russen vernichtend geschlagen worden.

* Wo man vom Weltkrieg noch nichts weiß. Man kann gewiß annehmen und es ist nicht überraschend, daß mancher Stamm im inneren Afrika oder ein entlegenes Asienland in Tibet oder im Himalaja noch keine Kunde davon erhalten hat, daß in Europa nun schon so lange ein blutiger Krieg wüthet. Es handelt sich bei diesen um wilde Völkergarden, die jeder Verbindung mit der Kultur entbehren. Daß es aber auch in der kultivierten Welt Leute gibt, die vom Weltkrieg noch nichts wissen oder erst ganz färrlich von ihm gehört haben, wird in einem Artikel der „Daily Mail“ behauptet. Vor kurzem wurde der merkwürdige Fall berichtet, daß ein englischer Sealer in einem Hafen von Südafrika entsetzt und daß seine Mannschaft im höchsten Maße überrollt war, als sie hörte, daß England seit sechs Monaten in einen Weltkrieg verwickelt wäre. In den Ländern, zu denen die Kunde von Kriege noch nicht gedrungen ist, gehört allem Anschein auch die Insel Tristan de Cunha, die mitten im Atlantischen Ocean liegt. Diese Insel, die sich im englischen Besitz befindet, wird von 80 oder 90 Personen bewohnt, die von schiffbrüchigen Matrosen abstammen. Die Bewohner von Tristan de Cunha erhalten nur einmal im Jahre die Post, die ihnen Dampf vom Kap der guten Hoffnung bringt. Noch haben sie durch diese regelmäßige Verbindung mit der übrigen Welt die Nachricht vom Kriege nicht erhalten und die Insel genießt, während sonst die ganze Welt im tiefsten Erschütter ist, ihre Ruhe und ungestörten Frieden.

* Die Khatimode und ihre Feinde. Khati ist in Vorder Asien „große Mode“, und alle Parfikerinnen wollen nicht nur Toiletten in der Uniformfarbe, sondern auch im militärischen Stil haben, so daß die betheibtesten Jacken jetzt mit so langen Schößen zugeschnitten werden, wie sie der „Blonplou“ zu seinem Mißvergnügen mit seinem Uniformrock schleppen muß. Natürlich hat man auch den „lieben Verbündeten“ über dem Kanal, die ja in Modefachen nur ein Ableger von Paris sind, die neue „kreuzerische Tracht“ eingeführt und man erwartet von ihnen, denen die Franzosen sich mit Haut und Haar verschrieben haben, daß sie sich für all die großen Dienste wenigstens damit revanchieren, indem sie die Pariser Modelle gebrüht kaufen. Die Engländerinnen aber wollen die „Khatimode“ nicht mitmachen; sie rümpfen die Nase über den „krivolten Geschnad“, der so ernste Dinge wie den Krieg zu einer Idee für die Toilette verwendet. Die Inhaber einiger großer Londoner Modefirmen lehnen diese Neugleiten entschieden ab. „Keine Engländerin“, so sagte einer, „wird ein Kostüm aus Khati tragen wollen oder einen Kranen, der ihr Kleid der Uniform ihres Mannes gleichmacht. Wir haben keine Aufträge für Khatikleider oder Röcke im Militärchnitt. Die Damen begnügen sich damit, ihre Liebe zum Meer durch Broschen mit dem Anzeichen der einzelnen Regimenter auszuzeichnen.“ Ein anderer meinte: „Ich habe so viele Aufträge für Tanerikleider, daß ich für solche unwürdige Scherze keine Zeit habe. Ich glaube nicht, daß Frauen, die Angehörige an der Front haben, durch das Khati ihres Kleides oder den Schnitt ihres Rockes an die Trauer ihres Herzens weis gemacht werden wollen. Wenn die Parfikerin an solchen Dingen Gefallen findet, so beweist sie eine Vechtheitigkeit, die der Engländerin fernsteht.“

* Bismarcks Legitimation. Daß jetzt an unseren Grenzen eine scharfe Dakontrolle ausgeübt wird, ist selbstverständlich, und wer ins neutrale Ausland oder selbst nach Oesterreich reist, darf nicht vergessen, seinen Paß mitzunehmen, wie es überhaupt rat'am erscheint, jetzt stets seinen Paß bei sich zu haben. In früheren Zeiten war das auf Reisen auch innerhalb des Landes überhaupt selbstverständlich. Auch Bismarck erzählte einmal, daß er in Bünden durch die strenge Grenzkontrolle sehr unangenehm überrascht worden sei, da er gar keine Legitimation bei sich hatte. Um so mehr war er dann erkaunt, daß der bei der Lokomotion amtierende Beamte ihn, ohne daß er noch Anstalten gemacht, sich zu legitimieren, mit einer sehr höflichen Verbeugung passieren ließ. Als er dem Beamten darauf fragte, ob er ihn denn kenne, antwortete der Mann zuerst in seiner Verlegenheit nichts, dann aber stammelte er das eine Wort: — „Madderdatsch!“

Die Küche im Kriege.

(Nachdruck dringend erwünscht.)

Salzhering in weißer Sauce mit Pellkartoffeln. 2-3 Heringe (24 Stunden gewässert), 1/2 Liter Essig, etwas Senf, 1 große Zwiebel, Pfeffer, etwas Salz. Die Heringe werden gehäutet, gewaschen und in Stücke geschnitten. Die in Scheiben geschnittene Zwiebel wird mit dem Gewürz in dem Essig gargekocht und abgetilcht. Die Heringsmilch wird mit Senf und Gewürz fein verührt, mit dem Essig gemischt und über die Heringstücke gegossen.

Gebackene Möße aus Kartoffeln und Mohrrüben. 2 Pfd. Kartoffeln, 2 Pfd. Mohrrüben, 2 Eßlöffel Milch, Salz, Pfeffer, 60 Gramm Fett, zur Sauce 1 Eßlöffel Fett, 2 Eßlöffel Mehl, 1/2 Liter Mohrrübenwasser, Salz, 1 Eßlöffel Petersilie, etwas Zucker. Die Kartoffeln werden gargekocht und durch ein Sieb gestrichen und mit den gargekochten und durchgestrichenen Mohrrüben mit Salz und Pfeffer gemischt, aus der Masse werden Möße geformt, etwas platt gedrückt und in der Stielpfanne in dem Fett braun gebraten. Die Sauce stellt man sich her, indem man Fett und Mehl gelb röstet, mit dem Mohrrübenwasser aufzieht, gut durchkocht, mit Salz, Zucker und Petersilie abschmeckt.

Väertisch.

— „Der Schatzgräber“. Von den bekannten roten Bänden „Der Schatzgräber“ herausgegeben vom Dürerbund (Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey in München) sind wieder vier neue Bände, und zwar die Nummern 89-94 erschienen. Nummer 89 „Der letzte Centaur“ bringt eine köstliche Schmirre von Paul Heyse. Ein Centaur, aus jahntausenlangem Schlafe erwacht, gerät in ein Tiroler Gebirgsdorf. Das Zusammentreffen dieses heroischen Fabelwesens mit unserer modernen, entgötterten Welt zeitigt einen Konflikt, der in seinem tragikomischen Vergang das Interesse des Lesers bis zum Ende festsetzt. Nummer 90 „Die Augen der Erinnerung“ von Heinrich Seidel erzählt uns von einem Fabrikanten, der im besten Mannesalter erblindet, sich aus der Erinnerung heraus eine neue schöne Welt in seinem Innern aufbaut, eine Welt, die ihn zum Dichter macht, und Saiten seiner Seele anklingen läßt, die sonst für immer stumm geblieben wären. Nummer 91, Wilhelm Weigand, „Der Wesslitzschüler“. Der Titelscheld ist hier eine Literaturgröße, die vom besten Bestreben geleitet, der Welt neue Talente zuzuführen, nach Jahren erkennen muß, daß die wenigsten seine Hoffnungen erfüllten, die meisten aber im nächsten Augenblicke des Alltags endeten. Nummer 92, E. G. Kolbenheyer, „Klein-Kega“, ist ein Meisterstück vorbildlicher Erziehungskraft. Die Geschichte einer Dreijährigen, die aus ihrer ersten Kindererkrankung, deren sie sich bei der Ankunft eines Schwesterchens auf's schmerzlichste bewußt wird, zum ersten Erleben der Menschengemeinschaft gelangt. Nummer 93, „Alexander“ von Paul Konevka, Nummer 94, „Schattenrisse“ von Karl Fröhlich. Alexander Schattenbilder zum ergötlichen Schauen für Jung und Alt; fallen das erstere, das durch eine die Schattenrisse charakterisierende Einleitung von Avenarius noch besonderen Wert enthält. In letzterem wird dem Leser neben einer Auswahl entzückender Schattenrisse ein ausführlicher erläuternder Abriss der Geschichte der deutschen Schattenrisse geboten und seine künstlerischen Möglichkeiten, Grenzen und Wirkungen erörtert.

Der Dürerbund gab ferner im Verlag von Georg D. W. Callwey, München, als Hilfsmittel zu seiner Kriegsarbeit folgendes heraus: Ein Singbüchlein für Soldaten (mit Text und Melodie gewidmet). Preis 10 Bfg., 100 Stück 6 Mark. Das seitens der militärischen Behörden sehr beifällig aufgenommene und heute schon in vielen Tausenden verbreitete Singbüchlein enthält die schönsten Soldatenlieder und bringt zu den weniger bekannten auch die Melodien. — Heimatgrüße für Heer und Flotte. Je vier Seiten in Vers und Prosa in einer Folge von 10 Grüßen. Preis 20 Bfg. Diese Heimatgrüße gab der Dürerbund auf dringenden Wunsch von Offizieren, Verzten, Geistlichen u. a. heraus. Sie sollen dazu dienen, die Verbindung zwischen Volk und Heer aufrecht zu erhalten.

Logograph.

Surtig durchlauf ich die Felder, bin nüchlich, aber auch schädlich; Heiderst du melnen Kopf, werd' ich ein Teil von dir selbst. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Silbenrätsels in voriger Nummer: Dohle — Altdittling — Silber — Rigi — Nichtb — Böse — Scherenberg — Weßjen; Das Riesengebirge.